

## Dazwischen. Gescheiterte Übergänge – unsichere Hoffnungen

---

Alis Freundin Anna und ihr gemeinsamer dreijähriger Sohn, seine zwei besten Freunde und ich warteten seit acht Uhr morgens vor den Toren der städtischen Justizvollzugsanstalt. Ali würde am Vormittag entlassen werden – das wussten wir. Denn §16 des deutschen Strafvollzugsgesetzes legt fest, dass »[d]er Gefangene [...] am letzten Tag seiner Strafzeit möglichst frühzeitig, jedenfalls noch am Vormittag entlassen werden [soll]«. Um kurz nach zehn Uhr war es soweit: Ali trat durch die Hauptpforte des Gefängnisses, in dem er seine dreieinhalbjährige Haftstrafe bis zum letzten Tag abgesessen hatte – seine Endstrafe. Ali hatte gehofft, nach zwei Jahren auf Bewährung entlassen zu werden – nach Ablauf von Zweidritteln seiner Haftzeit. Die Mehrheit der Männer, die ich bei ihrer Entlassung begleitete, verließ das Gefängnis nach ihrer sogenannten Zweidrittelstrafe. Die Möglichkeit der früheren Entlassung auf Bewährung sieht §56 des Strafvollzugsgesetzes vor, wenn eine naheliegende Chance auf Straffreiheit nach der Entlassung besteht. Wenige Monate vor Alis Zweidritteltermin hatten Beamt:innen bei einer Zellendurchsuchung eine halbe Tablette Subutex bei ihm gefunden – ein Opioid, das als Substitutionsmittel für Heroin eingesetzt wird. Ali nahm nicht am ärztlichen Substitutionsprogramm teil, er hätte diese Tablette nicht besitzen dürfen.

Die Nacht vor seiner Entlassung hatte Ali im sogenannten Schub verbracht, in der Verlegungs- und Transportabteilung des Strafvollzugs. Und das bedeutete, dass Ali die letzten Stunden im Gefängnis mit drei weiteren Männern auf 15 Quadratmetern im Tiefparterre der Strafvollzugsanstalt eingesperrt war. »Im Schub verabschiedet man sich nochmal richtig vom Knast«, lautete Alis höhnischer und gleichzeitig auch von Erleichterung getragener Kommentar, als er mir einige Tage später davon erzählte. So wie kurz vor der Entlassung stehende Menschen für ihre letzte Nacht im Schub untergebracht werden, müssen auch Menschen, die neu in Haft kommen, ihre ersten

Hafttage dort verbringen, bevor sie auf ein Zellenstockwerk verlegt werden. Transportbusse fahren die Schubabteilungen nach einem festen Fahrplan an, um inhaftierte Personen, die verlegt werden, von einer Anstalt in eine andere zu bringen. Als ich einen solchen Transportbus zum ersten Mal sah, wirkte er auf mich zunächst wie ein ganz normaler Reisebus. Doch dann fiel mir auf, dass der Bus keine Fenster hatte, sondern circa 60 cm hohe, getönte Schlitzfenster. Ich konnte von außen nicht ins Innere schauen. Als ich über die hintere Treppe in den Bus gestiegen war, stand ich in einem schmalen Gang, von dem links und rechts mit Schlüsselsystemen gesicherte Türen abgingen. Dahinter: kleine Zellen mit vier weißen Plastiksitzen, mit zwei oder auch nur einem Sitz. Als ich die Zellen sah, konnte ich nachvollziehen, warum manche Männer die Busse als »Viehtransporter« bezeichneten: Bereits der Anblick der schätzungsweise eineinhalb Quadratmeter kleinen Transportzellen führte bei mir zu einem Gefühl des Eingepfercht-Seins.

Am Tag seiner Entlassung bekam Ali seine persönlichen Gegenstände ausgehändigt, unterschrieb seine Entlassungspapiere und durchschritt als vorbestrafter Mann – mit einem Eintrag seiner Vorstrafe im Bundeszentralregister – die Hauptpforte; die Tür, durch die Anna in den letzten dreieinhalb Jahren unzählige Male gegangen war, um Ali zu besuchen. Meistens allein, ab und an mit ihrem gemeinsamen Sohn, den Ali bislang nur in der Besuchsabteilung gesehen hatte. Wenige Monate vor der Geburt war Ali inhaftiert worden.

Als Ali durch die Pforte ins Freie getreten war, stand er einfach nur da und blickte sich – mir kam vor: wie in Zeitlupe – um. Er wirkte auf mich, als könne er nicht glauben, draußen zu sein. Und dann ging alles ganz schnell: Anna und Ali lagen sich in den Armen, ihr Sohn zwischen ihnen. Alis Freunde und ich beglückwünschten ihn mit Handschlag zu seiner Entlassung.

Anna hatte mich zu Alis Entlassung eingeladen. Genau wie Claudia, Martins Partnerin, hatte ich Anna in der Besuchsabteilung des Gefängnisses kennengelernt. Sie hatte Ali besucht, ich war für ein Gespräch mit einem anderen inhaftierten Mann dort gewesen. Anna und ich hatten uns daraufhin alle paar Wochen auf einen Kaffee oder einen Spaziergang getroffen. Ich interessierte mich für Annas Lebenssituation und Rolle als Partnerin eines inhaftierten Mannes. Anna wollte mehr über das Leben im Gefängnis erfahren – denn Ali erzählte nicht viel darüber. Ich vermutete: um Anna Sorgen zu ersparen.

Es war ein warmer Frühsommertag und unsere kleine Gruppe ging gemeinsam in den nahegelegenen Park. Mit Bier stießen wir auf Alis Entlassung an. Ali freute sich sichtlich über diese kleine Feier, auch wenn er weitaus weiniger redete, als er das während unserer Treffen in der Besuchsabteilung im

Gefängnis getan hatte. Das wunderte mich nicht. Wie alle Männer bei ihrer Entlassung war wohl auch Ali von den vielen sinnlichen Eindrücken draußen überwältigt und war es nicht mehr gewohnt, unter Leuten zu sein. Anna und Ali saßen eng beieinander. Ihr Sohn tollte um die beiden herum. Seine Kumpel frischten mit Geschichten über gemeinsame Erlebnisse ihre Freundschaft auf. Wir stießen noch viele weitere Male an. Es würde nicht das letzte Mal sein, dass wir gemeinsam feierten.

Knappe zwei Monate später – mittlerweile war es Hochsommer geworden – luden mich Anna und Ali zur Einweihungsfeier ihrer neuen Wohnung ein. Die beiden hatten eine Wohnung in einem als ›Problemviertel‹ bekannten Stadtteil bezogen; nur wenige Gehminuten von Alis Elternhaus entfernt. Alis Freunde hatten bei der Wohnungssuche geholfen und die Mietkaution ausgelegt. Die Miete war bezahlbar, die Lage günstig – bis zu seiner neuen Arbeitsstelle (dem Montagebetrieb einer Papierfabrik) waren es nur ein paar Bushaltestellen. Ein Freund, der im gleichen Betrieb arbeitete, hatte Ali die Anstellung besorgt. Am Tag der Entlassung war Ali bei seinen Eltern eingezogen, Anna und ihr Sohn hatten weiterhin bei Annas Mutter gelebt. Ali hoffte darauf, »endlich ein kleines eigenes Reich für die Familie zu haben. Mit Mitte 30 musst du doch unabhängig sein!«, so Ali ein paar Wochen nach seiner Entlassung zu mir. Wir hatten uns auf einem öffentlichen Platz nahe der Wohnung seiner Eltern getroffen. »Ich habe nicht mal ein eigenes Zuhause, um jemanden einzuladen«, kritisierte Ali seine derzeitige Wohn- und Lebenssituation. »Das ist doch nicht normal«, fuhr er aufgebracht fort. »Seit ich sechzehn bin, habe ich für mich selbst gesorgt. Und jetzt?!« Seit seiner Mittleren Reife war Ali als Hilfsarbeiter auf dem Bau tätig gewesen. Vor seiner Inhaftierung hatte er allein gelebt. Alis Lebenssituation nach der Haft passte in seiner Wahrnehmung nicht zu einem Mitte dreißigjährigen Mann. Der Umzug mit Anna und seinem Sohn in eine eigene Wohnung und die Aufnahme von Erwerbsarbeit stellten für Ali einen wichtigen Schritt in die von ihm erwünschte Normalität dar, aus der ihn sein Haftaufenthalt herausgeworfen hatte. Während der Einweihungsparty an jenem Sommerabend feierten seine Familie, Freund:innen, Arbeitskolleg:innen und ich nicht nur Alis und Annas neue Wohnung und Alis neuen Job, sondern auch den Beginn von Alis neuem *normalen* Leben nach der Haft.

## »Knast – weg bist du.« Rituale der Entlassung

Ich verstehe Alis Entlassungs- und Wohnungseinweihungsfeiern als Rituale des Übergangs vom Gefängnis in die Welt draußen.<sup>1</sup> Übergangsrituale sind sozial formalisierte Handlungen, die Menschen bei wichtigen biographischen Veränderungen durchführen. Sie begleiten den Übergang von einer alten Lebensphase in eine neue, sie zeigen das Hinter-Sich-Lassen alter und die Einnahme neuer sozialer Rollen an. Übergangsrituale unterstützen die Transformation von sozialem Status und von sozialen Beziehungen. Sie erleichtern, manchmal ermöglichen sie überhaupt erst den Wechsel von einer Lebensphase in eine nächste. Sie weisen Lebensereignissen Bedeutung zu und helfen bei deren Bewältigung. Einschulungszeremonien, Schulabschlussfeiern, Junggesell:innenabschiede, Hochzeiten und Beerdigungen sind solche gesellschaftlich bereitgestellten Rituale, die einschneidende Lebensereignisse begleiten und den Übergang von einer Lebensphase in eine neue markieren.<sup>2</sup>

Ali vollzog gemeinsam mit seiner Familie und seinen Freund:innen den Übergang vom Gefängnis in sein neues Leben draußen rituell: Wir stießen im Park auf seine Entlassung an, wir feierten sein neues Heim und seinen neuen Job mit einer Party. Umgeben von seiner Freundin und seinem Sohn, seinen Eltern und seiner weiteren Verwandtschaft, seinen Freund:innen und Arbeitskolleg:innen ließ Ali die Rolle des Gefangenen hinter sich und nahm seine neuen sozialen Rollen als Partner und Vater, als Freund und Sohn, als Arbeitnehmer und Kollege an.

Bei Silvio und der großen Mehrheit der Männer, die ich bei ihrer Entlassung begleitete, war das nicht so. Am Tag der Entlassung wartete vor der Pforte der Justizvollzugsanstalt niemand auf Silvio. Er ging nach seiner Entlassung allein zu Fuß zum Übergangswohnheim. Niemand stieß mit ihm auf den Beginn eines neuen Lebens nach der Haft an.

Eines Nachmittags, circa drei Wochen nachdem Silvio ins Übergangswohnheim gezogen war, kam ich zufällig an seinem Zimmer vorbei. Die Tür stand weit offen und Silvio saß auf dem Boden, umgeben von seinen Sachen, die überall verstreut lagen.

Ich: Hallo, Silvio.

Silvio drehte sich zu mir um: Ach, hallo, Barbara.

Ich: Was machst du denn da? Das sieht ja wild aus.

Silvio nickte: Ich sortiere meine Sachen. Ich muss den Knast loswerden. Ich sortiere alles aus, was mich an drinnen erinnert.

Ich: Aaah, okay.

[Silvio begutachtete zwei CDs und warf sie dann auf den Stapel links von ihm.]

Silvio: Ich fange neu an, lasse das alte Leben hinter mir.

Ich schaute Silvio zu, während er Objekt für Objekt begutachtete: ein graues Wäschennetz, zwei Pullover, eine Jeans, Badeschlappen, Bücher, Musik-CDs und noch einiges mehr. Der »Knast-Stapel«, wie Silvio ihn nannte, wuchs langsam, aber stetig. Wie sollte es auch anders sein, dachte ich. Silvio hatte die letzten sechs Jahre in Haft verbracht. Mehr oder weniger alles, was er in seinem Zimmer hatte, musste ihn an das Gefängnis erinnern.

Ich half ihm, die Sachen in große blaue Müllsäcke zu stopfen. Gemeinsam trugen wir die Säcke nach unten und Silvio beförderte sie mit Schwung in die Abfalltonne.

Silvio: Puuuuh. Bin ich erleichtert! Zwanzig Kilo leichter. Mindestens. [Er seufzte laut und begann zu lächeln.] Knast – weg bist du!

Silvio lud einen meist nicht weiter beachteten Handlungsvollzug (Müll wegbringen) mit Bedeutung auf; er hob ihn besonders hervor. Die Objekte erinnerten ihn an seine Haftzeit, sie zeigten ihm seine noch bestehende Verbindung mit dem Gefängnis an. Indem er sie wegwarf, wollte er das Gefängnis und damit auch seine Position als (Ex-)Gefangener hinter sich lassen. »Knast – weg bist du!« kam mir wie ein Zauberspruch vor, der beim Akt des Wegwerfens Erinnerungen an die Haftzeit vertreiben sollte.<sup>3</sup> Das Wegwerfen symbolisierte für Silvio das Ende seines liminalen Zustands und den Übergang in eine neue Lebensphase.

Ähnlich wie Silvio vollzog auch Farin ein Entlassungs- und Übergangsritual, das er selbst geschaffen hatte; und zwar sieben Monate nach seiner Entlassung. Farin hatte sich nicht um einen Platz im Übergangwohnheim beworben. Er wollte nicht unter dem »überwachenden Blick von Sozialarbeitern stehen«, erklärte mir der Anfang dreißigjährige Mann, der vier Jahre in Haft gewesen war. Nach seiner Entlassung schlief er auf dem Sofa von Freund:innen und Bekannten, alle paar Wochen wechselte er seinen Schlafplatz. Sieben Monate lang hatte er weder einen festen Wohnsitz noch eine Arbeitsstelle. Eines Morgens klingelte mein Telefon und Farin war am Apparat. »Ich habe eine Wohnung. Meine eigene Wohnung! Ich hab's geschafft. Das Gefängnis ist Vergangenheit. Endlich! Neues Leben – hier bin ich!« Aufgeregt erzählte er mir bis ins kleinste Detail, wie er sich mit seinem Vermieter getroffen hatte, wie er den

Mietvertrag unterschrieben hatte und wie toll sich das angefühlt hatte. Er war jetzt Mieter und darauf war er sehr stolz. Die Unterzeichnung des Mietvertrags symbolisierte für Farin das Ende seiner liminalen Phase der Wohnungslosigkeit.

Martin wiederum führte sein Übergangsritual beinahe zwei Jahre nach der Entlassung durch: den ersten Gang zur Arbeit. Auf diesen hatte er seit dem Ende seiner Haftzeit gewartet. Martin erzählte mir von seinem ersten Arbeitstag: Wie er stolz seinen blauen Overall angezogen, sich morgens eine Thermoskanne Kaffee gemacht und belegte Brötchen geschmiert, wie er das Betriebsgelände betreten und zum Arbeitsbeginn eingestempelt hatte. Als er den Chip an die Stempeluhr hielt, habe er sich zum ersten Mal seit sehr langer Zeit wieder als Arbeiter gefühlt. Martins Gang zur Arbeit und das Einstempeln symbolisierten für ihn das Ende seiner Arbeitslosigkeit und seiner finanziellen Unsicherheiten, genauso auch die Einnahme einer neuen sozialen Rolle: die des finanziell ver- und fürsorgenden Familienvaters. Diese Rolle hatte Martin seit der Entlassung nicht zu seiner Zufriedenheit einnehmen können.

Die Ritualforscherin Catherine Bell spricht von einer »Ritualisierung« von Tätigkeiten, wenn Akteur:innen diese in Abgrenzung zu selbstverständlich ausgeführten Handlungen vollziehen und mit symbolischer Bedeutung aufladen.<sup>4</sup> Genau das taten Martin, Farin und Silvio. Die Männer ritualisierten ganz unterschiedliche Tätigkeiten, wodurch diese für sie zu Übergangsritualen wurden, mit denen sie das Ende der liminalen Phase markieren wollten. Silvio ritualisierte das Müllwegbringen, Farin die Unterzeichnung des Mietvertrags und Martin den ersten Gang zur Arbeit.

### Rituale ohne Übergang

Silvio, Martin und Farin wollten ihren liminalen Zustand und ihre Erfahrungen des Dazwischens hinter sich lassen. Doch ihre Lebensrealitäten gute eineinhalb Jahre nach dem Vollzug ihrer Übergangsrituale (und damit zwei bis vier Jahre nach ihrer Haftentlassung) sahen anders aus. Silvio lebte weiterhin im Übergangwohnheim. Er war immer noch auf Wohnungs- und Arbeitssuche. Farin hatte zwar die liminalen Unsicherheiten in Bezug auf seine Wohnsituation hinter sich gelassen, aber er hatte bislang keinen Job gefunden; auch waren seine Versuche, eine feste Partnerschaft einzugehen, fehlgeschlagen. Sobald er seine Haftvergangenheit erwähne, erzählte er mir mehr als einmal – manchmal resigniert, manchmal frustriert, manchmal wütend –, sei das Date oder das Vorstellungsgespräch beendet. Martin lebte mit seiner Familie zusammen in einer eigenen Wohnung, er hatte seit seiner Entlassung alte Freundschaften

wiederbelebt und die Arbeit brachte ihm und seiner Familie ein festes Einkommen. Er hatte viele soziale Rollen inne, die ihn nicht mehr mit dem Gefängnis verbanden. Allerdings verschwieg Martin auf der Arbeit seine Haftvergangenheit. Im Bewerbungsprozess hatte er den Gefängnisaufenthalt nicht angegeben, um stigmatisierenden Zurückweisungen zu entgehen. Es belastete ihn, dass er nun jeden Tag überlegen musste, was er seinen Arbeitskolleg:innen und Vorgesetzten aus seinem Leben erzählen konnte. Beim gemütlichen Beisammensein auf der Weihnachtsfeier oder dem Sommerfest und jeden Tag während der Mittagspause: niemals war es ihm möglich, unbefangen aus seinem Leben zu plaudern. Auf der Arbeit befand er sich weiterhin in einem unsicheren Zustand der Liminalität. Er sah sich permanent der Gefahr ausgesetzt, sein Haftaufenthalt könnte auffliegen.

Alle drei Männer hatten Übergangsrituale durchgeführt, aber der von ihnen erhoffte Ritualausgang – das Verlassen der liminalen Phase – war nicht erreicht. Sie hatten das Gefängnis nicht hinter sich gelassen und befanden sich weiterhin in einer räumlichen, zeitlichen und sozialen Schwellenphase. Die Übergangsrituale waren gescheitert. Sie sahen sich damit konfrontiert, dass die liminale Phase des Dazwischens für sie zum Dauerzustand werden würde.<sup>5</sup>

Auch die Kriminologinnen Diane Johns und Eileen Baldry verweisen auf die dauerhaft liminale gesellschaftliche Position hafterfahrener Menschen.<sup>6</sup> Baldry schreibt, die Zeit nach der Entlassung sei »weniger eine Schwelle zu einem neuen Raum, vielmehr ein uneindeutiger Raum.«<sup>7</sup> Diese Uneindeutigkeit zeigte sich bei Silvio, Martin und Farin in ihren Erfahrungen von räumlichen, zeitlichen und sozialen Ungewissheiten in Bezug auf das Verlassen der liminalen Phase, in fehlenden sozialen Rollen und unsicheren Statuspositionierungen, die durch das potenzielle Aufdecken der Haftvergangenheit permanent bedroht waren.

### Rituallücke Entlassung

Die von den Männern durchgeführten Entlassungsrituale waren *informelle* Rituale. Ein sozial *formalisiertes* Ritual, wie es das für viele Übergänge von einer Lebensphase in die nächste gibt, steht für die Entlassung aus dem Gefängnis nicht bereit. Die Kulturwissenschaftlerin Christine Burckhardt-Seebass bezeichnet das Fehlen von sozial vorgegebenen Ritualen als »Rituallücken«.<sup>8</sup> Solche Rituallücken führen dazu, so Burckhardt-Seebass, dass Akteur:innen Übergänge privat, heimlich und ohne kulturelle Rahmung begehen – genau das war bei Silvio, Martin und Farin der Fall. Burckhardt-Seebass geht davon

aus, dass auch privat, heimlich und ohne kulturelle Rahmung vollzogene Rituale zum Übergang von einer Lebensphase in die nächste führen. Silvios, Martins und Farins Lebenssituationen zeigen etwas anderes, insbesondere in Kontrast mit Alis Lebenssituation: Sie machen deutlich, dass die intendierten Ziele von Übergangsritualen nur erreicht werden können, wenn sie gesellschaftlich mitgetragen und akzeptiert werden.<sup>9</sup> Ali feierte mit Familie, Freund:innen und Arbeitskolleg:innen den Beginn seines neuen Lebens nach der Haft. Er beging gleich zwei Entlassungsrituale (einmal im Park und einmal in seiner neuen Wohnung) – und beide waren erfolgreich: Er ließ die Rolle des Gefangenen hinter sich und nahm neue soziale Rollen als Partner und Vater, als Mieter, Kollege und Nachbar an – sein soziales Umfeld unterstützte ihn dabei. Bei Silvio und Farin war das nicht so. Sie hatten keine Familie, keine Verwandten, keine Freund:innen und keine Kolleg:innen, die ihnen erlaubt hätten, die stigmatisierende Kategorie des ›Ex-Gefangenen‹ hinter sich zu lassen. Übergänge und Übergangsrituale sind keine individuellen, sondern grundlegend soziale Prozesse und Tätigkeiten, die von gesellschaftlichen Einstellungen, Diskursen und Praktiken geleitet sind. Stigmatisierungen verweisen auf die mangelnde Akzeptanz hafterfahrener Menschen in weiten Teilen der Gesellschaft, erschweren oder verhindern den Übergang vom Gefängnis in ein erwünschtes Leben nach der Haft und lassen individuell vollzogene Übergangsrituale scheitern.

Das deutsche Strafrechtssystem vollzieht mächtige, institutionalisierte Rituale der Verurteilung und Inhaftierung: Gerichtsverhandlungen beschädigen oder zerstören soziale Rollen und den sozialen Status der vor Gericht stehenden Person. Durch die Verhandlung und Verurteilung werden Menschen als ›Kriminelle‹ markiert und hierauf reduziert. Die staatliche Autorität des Gerichts lässt diese Klassifizierungen besonders wirksam und legitim erscheinen.<sup>10</sup> Der Soziologe Harold Garfinkel bezeichnet Gerichtsverhandlungen als »Status-Degradierungszeremonien«. Degradierungszeremonien führen zur »rituelle[n] Zerstörung der beschuldigten Person [...]. Der andere wird in den Augen seiner Beschuldiger [und des Publikums] buchstäblich eine von ihm verschiedene und neue Person«. <sup>11</sup> Status-Degradierungszeremonien finden sich nochmals im Gefängnis, insbesondere bei der Inhaftierung: das Ablegen privater Kleidung, Körperdurchsuchungen, die Aushändigung und das Anlegen von Gefangenenkleidung, das Erfassen und Abgeben persönlicher Gegenstände zur Einlagerung, die Einweisung in die Hausordnung, die Zellenzuweisung – das alles sind formell-institutionalisierte, machtvolle

Rituale der Degradierung, durch die Menschen als ›Gefangene‹ markiert und auf diese soziale Position und Rolle reduziert werden.<sup>12</sup>

Institutionalisierte Rituale der Entlassung, die die Markierungen als ›Gefangener‹, ›Straftäter‹ und ›Krimineller‹ ausradiieren könnten, existieren nicht. Ich deute das Fehlen soziokulturell akzeptierter und institutionalisierter Entlassungsrituale als Hinweis darauf, dass Menschen nach ihrer Haft eben nicht sozial anerkannt werden. Der Kriminologe Shadd Maruna schreibt hierzu: »Als Gesellschaft führen wir effektvolle Strafrituale durch – vom Drama der Gerichtsverhandlung bis zum elaborierten Prozess der De-Individualisierung durch Institutionalisierung. Wenn es jedoch um ›Reintegration‹ geht – also darum, aus Gefangenen wieder Bürger zu machen –, verzichten wir in der Regel auf solche Rituale und versuchen, den Prozess so heimlich und privat wie möglich zu gestalten, wenn wir uns überhaupt die Mühe machen. Dieser Widerspruch mag erklären, warum die Inhaftierung von Menschen als ›normal‹ oder sogar ›natürlich‹ angesehen wird, während die Rückkehr der gleichen Menschen in die Gemeinschaft oft Anlass zu übermäßiger Sorge ist.«<sup>13</sup>

Maruna macht darauf aufmerksam, dass gerichtliche und strafvollzugliche Degradierungsrituale Menschen als ›anormal‹ klassifizieren. Durch das Fehlen von Entlassungsritualen werden diese Menschen dauerhaft als ›gefährliche Andere‹ betrachtet. Das zeigte sich mir während meiner Forschung immer wieder: in Nachbarschaftsprotesten gegen eine Anlaufstelle der freien Straffälligenhilfe, in Medienberichten (»Verbrecher nach 10 Jahren entlassen. Wird er zurück in seine Heimatstadt ziehen?«) und in Reaktionen von Freund:innen und Kolleg:innen auf meine Forschung (»Ist das nicht gefährlich, wenn du dich mit denen triffst?«).<sup>14</sup>

Maruna spricht sich dafür aus, auf gesamtgesellschaftlicher Ebene staatlich-formalisierte Entlassungsrituale einzuführen, um haftentlassene Menschen von ihrer liminalen Rolle des ›Ex-Straftäters‹ zu befreien. Als Beispiele nennt er Frankreich, Australien und Neuseeland, in denen es – wenn auch auf sehr kleiner Ebene – solche staatlichen Entlassungsrituale gibt.<sup>15</sup> In Frankreich beispielsweise übernehmen entlassene Menschen in einer Erklärung vor Gericht und in Anwesenheit von Angehörigen und Bekannten Verantwortung für ihre Straftaten, woraufhin – rituell und mit einer Urkunde beglaubigt – ihre Zentralregistereintragungen gelöscht werden.<sup>16</sup> Während des Gerichtsprozesses vollzogene Markierungen als ›Straftäter‹ werden nach der Entlassung durch dieses zweite Gerichtsritual symbolisch ausradiert und buchstäblich im Zentralregister gelöscht. Dieses formell-institutionalisierte

Entlassungsrituale unterstützt es – mit staatlicher Legitimierung, das Etikett des ›Kriminellen‹ abzulegen und neue soziale Rollen einzunehmen.<sup>17</sup>

»Es gibt einige Dinge, die wir ohne Ritual nicht erfahren können«, schreibt die Sozial- und Kulturanthropologin Mary Douglas.<sup>18</sup> Die Entlassung aus dem Gefängnis scheint mir ein solches Lebensereignis zu sein. Die Haftentlassung bedarf der rituellen Bewältigung. Das Fehlen von formellen Übergangsritualen und das Scheitern der individuell durchgeführten Rituale verweisen außerdem auf eine gesellschaftliche Ordnung, in der hafterfahrene Menschen als ›die Anderen‹ gelten und eine randständige Stellung einnehmen. In den Worten von Mary Douglas: »Jemand, der einmal ›drin‹ war, wird für immer nach ›draußen‹ gestoßen, aus dem normalen sozialen System herausgeworfen. Es gibt keinen Angliederungsritus, der ihm ausdrücklich eine neue Position zuwies, und so bleibt er zusammen mit anderen Menschen, denen gleichermaßen Unzuverlässigkeit, Unbelehrbarkeit und alle möglichen falschen sozialen Verhaltensweisen nachgesagt werden, am Rande.«<sup>19</sup>

## Hoffnung in liminalen Zeiten

Zwei Jahre nach seiner Entlassung wusste Silvio nicht, wo er dauerhaft wohnen, ob er jemals wieder Arbeit aufnehmen, Freund:innen und eine Partnerin finden würde. Und auch vier Jahre nach seiner Entlassung lebte er noch im Übergangwohnheim, war langzeitarbeitslos und seine sozialen Kontakte beschränkten sich auf hafterfahrene Männer, die nach ihrer Entlassung im Wohnheim untergekommen waren oder die Anlaufstelle besuchten.

Silvio und ich trafen uns regelmäßig: Wir verabredeten uns in der Bäckerei auf einen Kaffee, in der Innenstadt zum Eisessen, manchmal gingen wir spazieren, oftmals liefen wir uns im Wohnheim oder in der Anlaufstelle zufällig über den Weg. So auch an einem Vormittag, dreieinhalb Jahre nach Silvios Entlassung.<sup>20</sup> Silvio saß am öffentlichen PC im Aufenthaltsraum der Anlaufstelle, als ich hereinkam. Ich holte mir einen Tee und setzte mich auf eines der freien Sofas. Auf einem Sessel neben mir saß ein junger Mann; wir kannten uns vom Sehen und nickten uns zu. Er las ein Buch, ich nahm die Zeitung.

Irgendwann löste sich Silvio von seinem Platz vor dem Computer, kam zu mir rüber und setzte sich neben mich.

Silvio: Ich habe gerade nach Gemüsehändlern in der Umgebung recherchiert. Ich könnte Gemüse und Obst ausfahren. Einen Führerschein habe

ich, Kleintransporter bin ich schon oft gefahren, Lieferanten sind gefragt. Irgendwer wird mich schon anstellen. Lieferant ist ein guter Job: Da arbeite ich alleine, ich fahre gerne Auto – die Arbeit ist wie für mich gemacht! Und Gemüseboxen sind nicht schwer zu heben, das ist rüchenschonend.

In den drei darauffolgenden Tagen saß Silvio jeden Tag am PC und recherchierte über Stunden hinweg nach Gemüse- und Obstlieferanten im Umland. Und auch am vierten Tag sah ich ihn vor dem Computer, als ich in die Anlaufstelle kam.

Ich: Hallo Silvio, grüß dich. Und? Wie läuft's mit deiner Recherche? Hast du ein paar Gemüselieferanten gefunden, bei denen du dich bewerben kannst?  
 Silvio: Ich schaue gerade nach Stellenangeboten in Großküchen und Hotels. Da verdient man gar nicht so schlecht. Das Geld würde mir ausreichen. Küchenhelfer und Spüler braucht man immer!

Als ich Silvio gut eine Woche später im Übergangwohnheim traf, erzählte er mir, dass er gerade über Fördermöglichkeiten für Umschulungen recherchiere. Lagerfacharbeiter sei etwas für ihn. Einen Gabelstaplerführerschein habe er ja bereits. Diesen hatte er während seiner Haftzeit erworben.

Jedes Mal, wenn ich Silvio traf, schienen sich seine Zukunftspläne wieder geändert zu haben: Erst wollte er unbedingt Lieferant oder Küchenhilfe, dann doch lieber Lagerfacharbeiter werden. Das wirkte auf mich alles sehr willkürlich. Was meinen Eindruck verstärkte: Silvio beantragte keine Umschulung und bewarb sich auch nicht, weder im Lager noch bei Gemüse- und Obstbauer:innen oder in Großküchen und Hotels. Ich verstand nicht, warum Silvio tagelang recherchierte, aber dann nie eine Bewerbung abschickte.

Wochen später: Es war wieder einmal ein ruhiger Vormittag im Aufenthaltsraum der Anlaufstelle. Außer Silvio und Andreas war niemand da.

Ich: Und, wie geht's?

[Andreas zuckte mit den Schultern.]

Silvio: Hoffnungslos.

Ich: Hmmm.

Silvio: Ich kriege doch sowieso keinen Job, mit einer Wohnung klappt es auch nicht, und meinen Söhnen habe ich schon vor Wochen geschrieben und keiner hat geantwortet.

Andreas: Ich habe gerade zwei Absagen bekommen – von der Stelle als Sicherheitsmitarbeiter und von der Wohnung, die ich letzte Woche angeschaut habe.

Wir saßen lange schweigend beisammen. Später am Tag dachte ich weiter über Silvios Niedergeschlagenheit nach, die für mich in starkem Kontrast zu seinen ausdauernden Internetrecherchen nach Jobs und Umschulungsmaßnahmen standen. An jenem Tag hatte Silvio mit Hoffnungslosigkeit auf seine Zukunft geblickt. Hatte er seine Zukunft zuvor mit Hoffnung betrachtet? Seine Suche nach Gemüselieferanten, nach Großküchen und Umschulungsmaßnahmen erschien mir auf einmal nicht mehr willkürlich zu sein, sondern vielmehr Ausdruck seiner Hoffnung auf eine Zukunft, in der er den liminalen Zustand des Dazwischens hinter sich gelassen haben würde. Eine solche Zukunftsvision bedurfte nicht der Absendung von Bewerbungsunterlagen. Denn Hoffnung »kann ohne Vertrauen in ihre Verwirklichung vorhanden sein. Hoffnung ist eine Hinwendung zu einer Zukunft, von der ich mir wünsche, dass sie möglich ist, von der ich aber auch das ungute Gefühl habe, dass sie nicht realisiert werden kann.«<sup>21</sup>

Wenn ich Silvios Internetrecherchen mit der kulturwissenschaftlichen Zukunftsforschung zusammendenke, dann erscheinen sie mir als Akte der Hoffnung: als in den Internetrecherchen liegende Überzeugung, dass die Zukunft anders – besser – sein könnte als die Gegenwart.<sup>22</sup> Silvio und kulturwissenschaftliche Zukunftsforscher:innen machten mir deutlich, dass Hoffnung auf etwas gerichtet ist, das gegenwärtig nicht existiert, aber potenziell existieren könnte:<sup>23</sup> ein Job als Gemüselieferant, eine Anstellung als Küchenhilfe, eine Umschulung zur Lagerfachkraft.

### **Beziehung, Wohnung, Arbeit? Auf Stabilität und Zugehörigkeit hoffen**

Silvio hoffte auch auf eine eigene Wohnung, eine Partnerschaft und auf soziale Begegnungen jenseits von Übergangwohnheim und Anlaufstelle. Das Einkreisen von potenziell passenden Wohnungen in der Zeitung, sein stundenlanges Stöbern in Online-Wohnungsmarktportalen und Partnerschaftsbörsen zeigten das deutlich an. Silvio überlegte sich, auf »JailMail«, einer (2021 eingestellten) online-Kontaktbörse, die Brieffreundschaften zwischen drinnen und draußen vermittelt, eine Anzeige zu veröffentlichen. Dort würde sein Haftaufenthalt kein Stigma darstellen. Es blieb bei Recherchen und Überlegungen. Damals dachte ich oft: »Silvio wird nicht aktiv.« Heute denke ich das nicht mehr. Ich verstehe Silvios Hoffnung auf eine feste Arbeitsstelle, einen dauerhaften Mietvertrag und eine Partnerschaft als eine Zukunftszuwendung und damit als Aktivität.<sup>24</sup>

Wenn Silvio, wie viele hafterfahrene Männer, auf eine eigene Wohnung, eine feste Arbeitsstelle und auf ein Sozialleben hoffte, dann orientierte er sich

dabei an kulturellen Idealen der Lebensführung – insbesondere an gesellschaftlich dominanten Vorstellungen eines bedeutungsvollen Lebens. Diese waren bei hafterfahrenen Männern sehr oft an gesellschaftlichen »Normalbiographien«<sup>25</sup> ausgerichtet, die um Wohnen, Arbeit und Familie kreisen.<sup>26</sup> Wie genau Silvio seine Zukunft imaginierte und an Normalbiographien ausrichtete, war eng an seine vergangene und gegenwärtige Lebenssituation gekoppelt. Diese stellte ihm einen »Horizont an realistischen Hoffnungen« bereit.<sup>27</sup> Er baute seine Hoffnungen auf seiner gesellschaftlichen Position des »Ex-Gefangenen«, auf seinem Bildungshintergrund, seinen Arbeitserfahrungen, seiner haftbedingten Lücke im Lebenslauf und seiner sozioökonomischen Situation auf. Er hoffte nicht auf eine 200m<sup>2</sup>-Wohnung, sondern auf eine »kleine Einzimmerwohnung«. Er hoffte nicht auf einen Job im Managementbereich, sondern auf eine Anstellung im Hilfsarbeiterbereich. Er hoffte auf eine Partnerin, die seine Haftvergangenheit nicht als Stigma wahrnehmen würde, vielleicht sogar selbst Hafterfahrung hatte.

»Von der Arbeit nach Hause kommen, die Füße hochlegen und mit meiner Freundin Fernsehschauen«, so beschrieb Silvio seine Hoffnung auf Arbeit, Wohnraum und Sozialleben. »Ganz normal eben.« Silvio formulierte hier eine Hoffnung nach Normalität, aus der ich eine Hoffnung auf ein Leben, getragen von Stabilität und gesellschaftlicher Zugehörigkeit, herauslese: eine Hoffnung auf ein unproblematisch und selbstverständlich gelebtes Leben.<sup>28</sup>

Eine dauerhaft unproblematische Welt der Selbstverständlichkeiten, wie sie für viele Menschen *normal* ist, fehlte Silvio. Die Fremdheitserfahrungen in der Welt draußen, die er in den ersten Wochen und Monaten nach seiner Entlassung als stark verunsichernd erfahren hatte, hatten zunehmend abgenommen oder waren schließlich ganz verschwunden. Er war schon lange nicht mehr von den sinnlichen Eindrücken der Welt draußen überwältigt oder gar überfordert. Er war mittlerweile mit seinem Mobiltelefon vertraut und nutzte das Internet selbstverständlich. Er versuchte immer noch, Menschenmassen aus dem Weg zu gehen und manchmal fühlte er sich durch Schlüsselgeklapper zurück ins Gefängnis versetzt. »Haftschaden«, so erklärte sich das Silvio. Doch ein unproblematisch wahrgenommenes Leben, orientiert an kulturellen Normalitätsidealen, war für Silvio auch vier Jahre nach seiner Entlassung nicht möglich. Hierfür waren zentrale Fundamente nicht gegeben: Er hatte keine Arbeitsstelle, zu der er jeden Tag aufbrechen konnte und die ihm einen sinnerfüllten Tages-, Wochen- und Jahresrhythmus ermöglicht hätte. Er hatte kein festes Zuhause, in das er nach Feierabend zurückkehren konnte und von dem er wusste, dass es auch in der Zukunft sein Zuhause sein würde. Er hatte

keine Freund:innen, keine Familie und keine Partnerin, mit denen er bedeutungsvolle Zeit verbringen konnte. Sein Sozialleben konzentrierte sich auf haftentlassene Männer in der Anlaufstelle und im Übergangwohnheim, die ihm täglich seine immer noch bestehende Verbindung mit dem Strafvollzug vergegenwärtigten.

### Wird sich was ändern? Zwischen Hoffnungslosigkeit und Hoffnung

Dass die Realisierung eines *ganz normalen Lebens* stark von Silvios gesellschaftlicher Klassifizierung und Position des ›Ex-Gefangenen‹, von moralischen Exklusionsmechanismen und damit eng verbunden von seiner sozioökonomischen Lage abhing, war Silvio bewusst. Das vermittelte er mir – eher implizit – an einem Tag mit Andreas im Aufenthaltsraum der Anlaufstelle. Wir hatten uns über die Absagen unterhalten, die Andreas auf seine Wohnungs- und Jobbewerbungen erhalten hatte.

Silvio: Das ist alles nicht so einfach.

Andreas: Das stimmt. Ganz und gar nicht einfach.

Silvio: Alles, was ich mache, es bringt doch eh nichts.

Andreas: Das seht ihr ja bei mir. Absage vom Sicherheitsdienst, Absage der Wohnung. Das wird so weitergehen.

Silvio: Ja, so wird es bleiben. Es wird sich nichts ändern.

Andreas fuhr langsam mit dem Zeigefinger auf seiner Stirn von rechts nach links: ›Ex-Knasti‹ steht da. Das kriegen wir nicht mehr weg.

Silvio: Egal, was ich mache. Niemand will mich nehmen.

Silvio und Andreas formulierten hier *keine* Hoffnung auf ein verändertes Leben. Sie gingen davon aus, dass sich ihre Lebenssituationen auch in Zukunft nicht ändern würden. Als Andreas auf das ihm gesellschaftlich eingebrannte Stigma Gefängnis auf seiner Stirn zeigte und Silvio die sozialen Zurückweisungen bei seiner Wohnungs- und Arbeitssuche zum Thema machte (›Niemand will mich nehmen.«), verwiesen sie darauf, dass die Realisierung ihrer erhofften Zukünfte von weiteren sozialen Akteur:innen abhängt und auf gesellschaftlichen Ein- und Ausschlussmechanismen beruht; insbesondere auf gesellschaftlichen Prozessen der Stigmatisierung.<sup>29</sup>

Ob Silvio und andere hafterfahrene Männer ihre Hoffnungen realisieren werden, bleibt ungewiss. Es könnte sein, dass Silvio eine Arbeitsstelle als Lieferant findet und eine Partnerschaft eingeht. Es könnte aber auch sein, dass das nicht passiert. Und das macht Hoffnung für hafterfahrene Menschen zu einer paradoxen Angelegenheit.

Das Hoffen auf eine bessere Zukunft ist von Optimismus und einem positiven Blick auf die Zukunft und das eigene Leben bestimmt. Gestützt wird die Hoffnung auf eine veränderte Zukunft durch die Lebensverläufe anderer hafterfahrener Männer. Silvio hatte im Laufe der letzten vier Jahre viele Männer im Wohnheim kommen und gehen sehen: Männer, die wenige Wochen nach ihrer Entlassung eine Vollzeitstelle gefunden hatten, die einen festen Mietvertrag unterschrieben und in eine eigene Wohnung gezogen waren, die Freundinnen hatten, für die ihr Haftaufenthalt kein Stigma darstellte und die Freundschaften abseits der Anlaufstelle und des Übergangswohnheims aufgebaut hatten. Das machte Silvio Hoffnung. Sein Leben könnte genauso aussehen. Seine Hoffnung wurde außerdem gestützt und gestärkt durch soziale Begegnungen, in denen Silvio *nicht* mit vorverurteilenden Stigmatisierungen konfrontiert wurde, in denen seine Interaktionspartner:innen Silvios Haftaufenthalt *nicht* zum dominierenden Kriterium machten, mit dem sie Silvio wahrnahmen und bewerteten. Wie viele Männer erzählte Silvio ab und an von solchen Begegnungen. Die Männer hoben sie besonders hervor und markierten sie damit als Ausnahmesituationen. Die Erzählungen über stigmatafreie Begegnungen, argumentierte ich, stellen Hinweise darauf dar, dass Stigmatisierungen zentrale Erfahrungen des Lebens nach der Haft sind. Aus Hoffnungsperspektive stellen stigmatafreie Situationen und Begegnungen mehr dar: Sie erscheinen als Momente der Hoffnung, in denen hafterfahrene Menschen einen kurzen Blick auf eine Zukunft ohne Stigmatisierungen erhaschen.

Gleichzeitig geht das Hoffen auf eine veränderte, bessere Zukunft immer auch mit Ungewissheit einher. In Situationen, in denen hafterfahrene Männer von erfolglosen Bewerbungsgesprächen, Absagen bei Wohnungsbesichtigungen und Zurückweisungen bei Verabredungen erfuhren, fragten sie sich, ob ihre Hoffnungen wohl jemals realisiert würden. In solchen Situationen dominierte die Ungewissheit darüber, wie die Zukunft wohl aussehen würde. Ob das, worauf Silvio und die Männer hofften, jemals eintreten würde. »Hoffnung ist auf Enttäuschung gefasst«, drückt es die Sozial- und Kulturanthropologin Cheryl Mattingly treffend aus. »Hoffnung bedeutet, an das erinnert zu werden, was nicht ist und was vielleicht nie sein wird.«<sup>30</sup>

Kurz nach seiner Entlassung hatte Silvio einmal zu mir gesagt: »Im Knast ist die Sache ganz klar. Da bist du Gefangener. Aber wer bin ich jetzt?« Er hatte damit fehlende soziale Klassifizierungen (abseits der des ›Vorbestrachten- und ›ehemaligen Straftäters‹), fehlende soziale Rollen und den unbestimmten sozialen Status, in dem er sich seit seiner Entlassung befand, angesprochen.

Vier Jahre nach seiner Entlassung war sein sozialer Status immer noch unbestimmt, die von ihm erhofften Rollen des Kollegen, Freundes, Partners und Mieters hatte er immer noch nicht inne. In seinen Hoffnungen auf einen Job als Lieferant oder Küchenhelfer, auf eine eigene Wohnung und eine feste Partnerschaft liegt auch der Wunsch, erwünschte soziale Rollen einzunehmen und damit ein *normaler* Mensch zu sein – im Sinne von sozialer Zugehörigkeit und stabilen Lebenslagen. Keine Hoffnung auf eine veränderte Zukunft zu haben, ging für Silvio mit der Gefahr einher, von Normalitätsidealen abzuweichen und kein positives Selbstbild entsprechend gesellschaftlicher Normalitätsvorstellungen auszubilden.<sup>31</sup> Hoffnung stellte ein Mittel dar, dieser Gefahr zu begegnen.

### **Dazwischen als Schwellenphase und als Dauerzustand**

Genauso wie Silvios Internetrecherchen war auch sein Wegwerfen von Gefängnisobjekten eine Praktik der Hoffnung. Hoffnungspraktiken zeigen, dass sich hafterfahrene Menschen der Unsicherheiten ihres gegenwärtigen Lebens bewusst sind. Hoffnungspraktiken erscheinen als Mittel, mit den Beschränkungen des gegenwärtigen Lebens umzugehen.<sup>32</sup> Hafterfahrene Menschen entwerfen mögliche Zukünfte und mindern damit das Risiko in der liminalen Phase des Dazwischens verhaftet zu bleiben. Sie imaginieren in Übergangsritualen und Hoffnungspraktiken Wege hinaus aus ihrem gegenwärtigen – von Unsicherheit geprägten – Leben hinein in ein erwünschtes – von Normalität und Stabilität getragenes – Leben.<sup>33</sup> Dabei sind hafterfahrene Menschen – das wird insbesondere im Scheitern von Übergangsritualen und in Momenten der Hoffnungslosigkeit deutlich – auf weitere soziale Akteur:innen angewiesen.

In Momenten der Hoffnungslosigkeit, wie ich sie bei Silvio und Andreas erlebte, schien die Gefahr, die unsichere Phase des Dazwischens nicht hinter sich lassen zu können, real geworden. Das Potenzial der Veränderung, das sowohl Hoffnung als auch Liminalität grundlegend eingeschrieben ist, ist in Momenten der Hoffnungslosigkeit außer Sichtweite. Hafterfahrene Menschen sehen sich in Momenten der Hoffnungslosigkeit damit konfrontiert, keine selbstverständlichen Annahmen über ihre weiteren Lebensverläufe machen zu können. In Momenten der Hoffnungslosigkeit gelten antizipierte Lebensverläufe als nicht realisierbar und normalbiographisch erwartete und erwünschte Lebensereignisse als nicht erfahrbar (beispielsweise eine Erwerbsarbeit aufnehmen, eine Partnerschaft leben, eine Familie gründen). Es scheint nicht mög-

lich zu sein, kulturelle Rollenideale ausleben und positive Selbstbilder ausbilden zu können (beispielsweise: Mann-Sein in der kulturellen Form des finanziellen Ver- und Fürsorgers der Familie, in Form von finanzieller Unabhängigkeit). In Momenten der Hoffnungslosigkeit erfuhren hafterfahrene Menschen die liminale Phase des Dazwischens als *Dauerzustand*. In Momenten der Hoffnung hingegen erfuhren die Männer ihren unsicheren Zustand des Dazwischens als eine zeitlich beschränkte *Phase*, die sie bald verlassen würden.

Hoffnung ermöglichte es den Männern, Dazwischen nicht als Dauerzustand, sondern als Zwischenphase zu erfahren, indem sie erwünschte Lebensverläufe und positive Selbstbilder in der Zukunft imaginierten. In ihrer Ethnographie »Das Paradox der Hoffnung« macht Cheryl Mattingly auf zwei Punkte aufmerksam, die auf das Leben nach dem Gefängnis zutreffen: Im Kontext von handlungseinschränkenden Lebensrealitäten, insbesondere von sozialer Marginalisierung und Ausgrenzung zeigt Hoffnung zum einen Wege zu einem bedeutungsvollen Leben und verhindert zum anderen die Erfahrung »absoluter Unmöglichkeit«<sup>34</sup> einer veränderten Zukunft.<sup>35</sup>

Als ich Silvio ein paar Tage später wieder in der Anlaufstelle traf, saß er erneut vor dem Computer und recherchierte im Internet. Diesmal über Stellenangebote im Einzelhandel.

